

DAVID BALDACCI (HG.)

FaceOff



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Mit dieser Anthologie präsentiert Thrillerexperte und Bestsellerautor David Baldacci eine Sensation: Jeweils zwei große Spannungsautoren schreiben zusammen eine Story, in der ihre Ermittlerfiguren aufeinandertreffen und für Krimigenuss der Extraklasse sorgen. So führt ein Mordgeständnis Ian Rankins schottischen Inspector John Rebus in den englischen Süden zu Peter James' Detective Superintendent Roy Grace. Jeffery Deaver und John Sandford schicken Forensikexperte Lincoln Rhyme und Detective Lucas Davenport gemeinsam auf die Jagd nach einem Serienkiller. Lee Childs Ex-Militärpolizist Jack Reacher und Joseph Finders Privatermittler Nick Heller nehmen es mit einem brutalen Schergen der Mafia auf. Und Michael Connellys Detective Harry Bosch verfolgt die Spur eines Entführers von Los Angeles bis Boston, in das Revier von Dennis Lehanes Privatdetektiv Patrick Kenzie. Zweiundzwanzig berühmte Ermittler und elf hoch spannende Doppelspiele – ein einzigartiger Wettstreit!

Weitere Informationen zu Herausgeber David Baldacci sowie zu den Autoren finden Sie am Ende des Buches.

David Baldacci (Hg.)

FaceOff

Doppeltes Spiel

Die weltbesten Spannungsautoren
und ihre Ermittler in einer Anthologie

Aus dem Englischen
von Leo Strohm

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »FaceOff«
bei Simon & Schuster, New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper, Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2014
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe/German translation copyright 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
»FaceOff« Copyright © der Originalausgabe 2014
by International Thriller Writers, Inc.

All Rights Reserved.

Published by arrangement with the original publisher,
Simon & Schuster, Inc.

Copyright-Vermerke der einzelnen Geschichten auf Seite 445

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Gerhard Seidl

KS · Herstellung: Str.

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48189-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Gayle Lynds und David Morrell,
Schreiber und Träumer
von höchstem Rang

Inhaltsverzeichnis

DAVID BALDACCI	
Einleitung	9
DENNIS LEHANE mit MICHAEL CONNELLY	
Nachtflug	17
<i>Patrick Kenzie und Harry Bosch</i>	
IAN RANKIN mit PETER JAMES	
Im allerletzten Augenblick	51
<i>John Rebus und Roy Grace</i>	
R. L. STINE mit DOUGLAS PRESTON UND LINCOLN CHILD	
In den Wahnsinn getrieben	74
<i>Slappy, der Puppenmann, und Aloysius Pendergast</i>	
M. J. ROSE mit LISA GARDNER	
Der lachende Buddha	101
<i>Malachai Samuels und D. D. Warren</i>	
STEVE MARTINI mit LINDA FAIRSTEIN	
Der Pantherreiter	143
<i>Paul Madriani und Alexandra Cooper</i>	
JEFFERY DEEVER mit JOHN SANDFORD	
Jagdfieber	185
<i>Lincoln Rhyme und Lucas Davenport</i>	
HEATHER GRAHAM mit F. PAUL WILSON	
Eine infernalische Nacht	266
<i>Michael Quinn und Handyman Jack</i>	

RAYMOND KHOURY mit LINWOOD BARCLAY	
Nur eine kurze Rast	304
<i>Sean Reilly</i> und <i>Glen Garber</i>	
JOHN LESCROART mit T. JEFFERSON PARKER	
Lautlose Jagd	343
<i>Wyatt Hunt</i> und <i>Joe Trona</i>	
STEVE BERRY mit JAMES ROLLINS	
Die Knochen des Teufels	375
<i>Cotton Malone</i> und <i>Gray Pierce</i>	
LEE CHILD mit JOSEPH FINDER	
Entgeltliche Gegenleistung	408
<i>Jack Reacher</i> und <i>Nick Heller</i>	
DAVID BALDACCI	
Autorenbiografien	431
Copyright-Vermerke	445

Einleitung

Es begann im Jahr 2004 mit dem Traum zweier außergewöhnlicher Thrillerautoren – Gayle Lynds und David Morrell. Alle beide konnten zu diesem Zeitpunkt bereits auf eine lange und erfolgreiche Karriere zurückblicken. Aber trotzdem hatten sie das Gefühl, dass noch irgendetwas fehlte. Die klassischen Krimiautoren hatten sich bei den »Mystery Writers of America« zusammengefunden. Die Spezialisten für Furcht und Schrecken in der »Horror Writers Association«. Und die »Romance Writers Association« besaß ohnehin schon lange Tausende Mitglieder.

Jedes Genre schien seinen eigenen Berufsverband zu haben. Bis auf die Thrillerautoren.

Deshalb beschlossen Gayle und David, einen zu gründen.

Am 9. Oktober 2004 in Toronto fing alles an, und aus dieser Keimzelle entsprangen die »International Thriller Writers«. Heute zählt der Verband über zweitausendfünfhundert Mitglieder, Männer und Frauen aus insgesamt neunundvierzig Ländern. Achtzig Prozent davon sind Autorinnen und Autoren, der Rest setzt sich aus Fachleuten aus der Buchbranche, Agenten, Herausgebern und Fans zusammen. Jedes Jahr im Juli findet in New York eine große Versammlung statt, das Thrillerfest – ganz buchstäblich eine Sommerfreizeit für Thrillerautoren und Thrillerbegeisterte. Der Thriller-Award, der in unterschiedlichen Kategorien vergeben wird, ist zur begehrtesten Auszeichnung der Branche geworden, da er von Kollegen gestiftet und auch verliehen wird.

Die ITW waren von Anfang an darauf aus, neue Wege zu

gehen. Einfach nachzumachen, was die anderen vorgemacht hatten, stand nicht zur Debatte. Als der wundervolle britische Thrillerautor David Hewson, Vorstandsmitglied der ITW, im Jahr 2007 vorschlug, keine Mitgliedsbeiträge zu verlangen, wurde diese Idee sofort mit Begeisterung aufgenommen. Alle Autorinnen und Autoren, die ein Werk in einem bei den ITW registrierten Verlagen veröffentlicht haben, bekommen also eine Gratismitgliedschaft.

Aber wie sollte die Organisation in Schwung gehalten, wie sollten die Rechnungen bezahlt werden?

Die Antwort war wieder eine innovative.

Der Verband würde bei interessierten Verlagen eigene Bücher herausgeben und mit den Gewinnen das laufende Geschäft bestreiten.

Riskant? Auf jeden Fall. Mutig? Keine Frage.

Aber eine Idee, die hundertprozentig zum Geist der ITW passte.

Die erste Publikation namens *Thriller* (2006) war die erste Anthologie mit Thrillerkurzgeschichten überhaupt – Sie wissen schon: niemals das machen, was die anderen gemacht haben. Dreiunddreißig ITW-Mitglieder trugen dazu eine Geschichte bei. James Patterson – ebenfalls ITW-Mitglied – war bereit, als Herausgeber zu fungieren, und so wurde daraus mit weltweit über fünfhunderttausend verkauften Exemplaren eine der meistverkauften Anthologien aller Zeiten. Der Gewinn bescherte den ITW nicht nur einen guten Start, sondern auch eine ausreichende finanzielle Ausstattung für die verschiedenen Aufgaben eines Berufsverbands. Es folgten *Thriller 2* (2009) und *Love is Murder* (2012). Ganz im Einklang mit den innovativen Grundsätzen der Organisation veröffentlichten die ITW im Jahr 2008 das erste Hörbuch: *The Chopin Manuscript*, ebenfalls ein durchschlagender Erfolg. Herausgeber war der unvergleichliche Jeffery Deaver, auch er ITW-Mitglied. *Chopin* wur-

de im Jahr 2008 sogar zum Hörbuch des Jahres gewählt. Der nächste Hörbucherfolg mit *The Copper Bracelet* ließ nicht lange auf sich warten. Mit *Thrillers: 100 Must-Reads*, herausgegeben von David Morrell und Hank Wagner, folgte ein Ausflug in die Sachbuchliteratur, der bis heute auf breiten Zuspruch stößt. Durch ein weiteres Vorstandsmitglied, den legendären R. L. Stine – Schöpfer der Kinder-Grusel-Geschichtenreihe *Gänsehaut* –, eroberte die ITW mit *Fear* dann auch das Feld der Jugendliteratur. Jahr für Jahr wird eine Gruppe junger Autorinnen und Autoren mithilfe des Debut Author Program durch die Herausforderungen des aufregenden ersten Jahres als freiberufliche Schriftstellerinnen und Schriftsteller begleitet. Und mit *First Thrills*, herausgegeben von ITW-Gründungsmitglied Lee Child, konnte der Jahrgang 2011 schon seine eigene Anthologie veröffentlichen.

Eine wahrhaft beeindruckende Bilanz.

Die niemals zustande gekommen wäre, hätten nicht Herausgeber und Autoren ihre Zeit und ihre Geschichten dafür zur Verfügung gestellt. Fast jeder Cent aus den Gewinnen der ITW-Publikationen konnte so der Organisation zugutekommen.

Genau dasselbe gilt auch für dieses Buch.

Ich bin der ITW schon in den Anfangstagen beigetreten, weil ich derselben Meinung war wie Gayle und David. Die Zeit war reif für einen eigenen Berufsverband der Thrillerautorinnen und -autoren. Seitdem habe ich auf ein Projekt gewartet, mit dem ich mich stärker für den Verband engagieren konnte, und daher habe ich sofort zugesagt, als mir die Möglichkeit geboten wurde, für *FaceOff – Doppeltes Spiel* als Herausgeber zu fungieren.

Das Konzept klang ausgesprochen reizvoll.

Kultautoren lassen ihre Kultfiguren in einer einzigen Geschichte aufeinanderprallen. Normalerweise ist so etwas ab-

solut ausgeschlossen. Schließlich haben alle Autoren Verträge mit ihren jeweiligen Verlagen. Figuren unterschiedlicher Autoren aus unterschiedlichen Verlagen miteinander zu kombinieren, ist eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Welchem Verlag hätte man die Rechte zur Veröffentlichung gerechterweise übertragen? Welcher Verlag hätte die Zustimmung gegeben, sie einem dritten zu überlassen? So etwas konnte nur im Rahmen des ITW-Modells funktionieren: Die Geschichten werden unentgeltlich zur Verfügung gestellt, der Ertrag geht an die Organisation.

Insofern ist dieser Sammelband auf jeden Fall ein einmaliges Ereignis.

Alle beteiligten Autorinnen und Autoren sind Mitglieder der ITW. Alle waren sofort bereit, sich an diesem Projekt zu beteiligen. Und als ich erfahren habe, dass das ITW-Gründungsmitglied Steve Berry, der bereits James Patterson bei den Arbeiten an *Thriller* unterstützt hatte, bereit war, als geschäftsführender Herausgeber mitzuarbeiten, war ich mehr als begeistert. Er hatte immer alle Fäden in der Hand. – Danke, Steve, für alles.

Mein Dank gilt natürlich auch allen beteiligten Autorinnen und Autoren.

Wo sonst können wir eine Begegnung zwischen Jeffery Deavers Lincoln Rhyme und John Sandfords Lucas Davenport erleben? Oder erfahren, was geschieht, wenn Harry Bosch sich in Patrick Kenzies Welt begibt? Die Fans von Steve Berrys Cotton Malone und James Rollins' Gray Pierce haben schon seit Jahren eine Begegnung der beiden Figuren gefordert. Dann hätten wir noch Lee Childs Jack Reacher, der mit Joseph Finders Nick Heller in einer Bar in Boston zusammentrifft – wo sie das tun, was Reacher am besten kann. Dazu Steve Martinis Paul Madriani, der mit Linda Fairsteins Alex Cooper aneinandergerät. Und der stets eigenartige Aloysius Pendergast, der sich

mit der angsteinflößenden Welt des R. L. Stine konfrontiert sieht.

Das sind nur einige wenige Beispiele für das, was auf den folgenden Seiten vor uns liegt. Allen Geschichten haben wir eine kurze Einführung vorausgeschickt, in der die Autoren, ihre Figuren sowie die Entstehung der jeweiligen Geschichte kurz skizziert werden. Den Schluss des Buchs bildet ein Anhang mit den Biografien aller Autoren, damit, wer will, ein wenig mehr über sie erfahren kann.

Sie bekommen also eine ganze Menge geboten.

Lassen wir die Duelle nicht länger warten.

David Baldacci
im Juni 2014

DENNIS LEHANE
mit
MICHAEL CONNELLY

Auf dem Papier schien es eine ziemlich coole Idee zu sein: Harry Bosch und Patrick Kenzie, gemeinsam in einer Kurzgeschichte, und alles für einen guten Zweck. Doch Michael Connelly und Dennis Lehane erkannten sehr schnell, dass das einfacher gesagt als getan war. Beide Figuren sind sehr stark mit ihren jeweiligen Wohnorten und Arbeitsplätzen verwurzelt. Natürlich sind sie Fantasieprodukte, aber ihre Schöpfer haben von Anfang an sehr großen Wert auf die Stimmigkeit der Charaktere gelegt. Kurz gesagt: Harry Bosch und Patrick Kenzie leben von ihrer Glaubwürdigkeit. Und die durfte von einer Kurzgeschichte – sei der Zweck auch noch so heilig – keinesfalls erschüttert werden.

Was also sollte diese beiden Kultfiguren zusammenbringen?

Vor allem: Wer würde zu wem kommen?

Würde Bosch zu Kenzie nach Boston reisen oder Kenzie nach L. A.?

Das Sinnvollste schien zu sein, Bosch nach Osten zu schicken. In den letzten Bosch-Büchern arbeitet Harry in der Abteilung Offen-Ungelöst des Los Angeles Police Department an der Aufklärung alter, ungeklärter Mordfälle. Diese Tätigkeit beinhaltet zwangsläufig immer wieder auch längere Reisen. Mörder, die hoffen, mit ihrer Tat davonzukommen, ziehen häufig um. Bosch war schon oft zu Ermittlungen in anderen Städten, und somit war diese Entscheidung nicht weiter schwie-

rig. Bosch würde also nach Boston reisen und dort irgendwo Kenzie über den Weg laufen.

Michael ließ die Geschichte in Los Angeles beginnen und entwickelte ein Verbrechen und einen Fall, den Bosch bearbeiten konnte. Er würde einem Verdächtigen nach Boston folgen, ihn dort beobachten und versuchen, sich von einer Kaffeetasse oder einem Zigarettenstummel heimlich eine DNA-Probe zu besorgen. Dann würde er irgendwie in Patrick Kenzies Radar geraten, der denselben Verdächtigen ins Visier genommen hat, wenn auch aus gänzlich anderen Gründen.

Michael schrieb die ersten sechs Seiten und fügte außerdem die eine oder andere Idee für den Fortgang der Geschichte hinzu. Er schickte das Ganze per E-Mail an Dennis und schlug vor, er solle noch einmal ungefähr sechs Seiten dazuschreiben und der Erzählung einen Schluss verpassen. Einfach und schnell. Dann konnten sie sich nach ein paar Tagen wieder ihren eigenen Projekten widmen.

Michael wartete auf eine Antwort.

Und wartete noch ein bisschen länger.

Ein paar Tage wurden zu Wochen.

Schließlich schrieb er noch eine E-Mail, angeblich, weil er Schwierigkeiten mit dem Internet gehabt habe und sich lediglich erkundigen wollte, ob seine ersten Seiten überhaupt angekommen seien. Dennis' Antwort bestand aus der fertigen Geschichte. Er hatte zwanzig Seiten hinzugefügt und der Handlung nicht nur Tiefe, sondern auch eine Prise Humor beschert.

Und hier kommt es. Das erste Duell.

Nachtflug

2005

Harry Bosch machte, wann immer es möglich war, einen großen Bogen um jeden Tunnel. Aber um den Logan Airport zu verlassen, hatte er nur die Wahl zwischen dem Ted Williams und dem Sumner. Das Navigationsgerät seines Mietwagens entschied sich für den Williams, und Harry fuhr tief unter dem Hafen von Boston hindurch. Gegen Ende des Tunnels wurde der Verkehr immer dichter, bis er schließlich völlig zum Erliegen kam. Erst in diesem Augenblick wurde Bosch klar, dass sein Nachtflug aus L. A. ihn direkt im morgendlichen Berufsverkehr ausgesetzt hatte.

Natürlich war dieser Tunnel hier im Vergleich zu denen aus seiner Vergangenheit und seinen Träumen sehr viel größer und breiter und außerdem ganz hervorragend beleuchtet. Darüber hinaus hatte Bosch zahlreiche Leidensgenossen. Über die ganze Breite der Fahrbahn standen Pkws und Lastwagen Seite an Seite – ein Blechstrom unterhalb des Wasserstroms, aber nur einer von beiden war im Moment in Bewegung. Trotzdem – ein Tunnel ist ein Tunnel, und das klaustrophobische Gefühl der Enge legte sich bereits auf seine Brust und schnürte ihm den Atem ab. Bosch begann zu schwitzen und hupte in hilflosem Protest. Was offensichtlich nur den einen Effekt hatte: ihn als Außenseiter zu entlarven. Die Einheimischen hupten nicht. Sie lehnten sich nicht gegen das Unvermeidliche auf.

Irgendwann kam auch wieder Bewegung in den Stau, und dann war er draußen. Sofort machte er das Fenster auf, um

frische Luft hereinzulassen. Und er nahm sich vor, sich einen Stadtplan zu besorgen und für die Rückfahrt eine Strecke zu suchen, die nicht durch einen Tunnel führte. Zu schade, dass das Navigationsgerät keine Einstellung OHNE TUNNEL hatte. Den Weg zurück zum Flughafen musste er sich selbst suchen.

Die Dienstreisevorschriften der Abteilung Offen-Ungelöst des Los Angeles Police Department verlangten eigentlich, dass Bosch sich sofort nach dem Eintreffen in einer anderen Stadt bei den zuständigen Behörden vor Ort zu melden hatte. In diesem Fall handelte es sich um die Wache im District E-13 in Jamaica Plain, einem Stadtteil von Boston. Dort befand sich die Adresse von Edward Paisley, dem Mann, dessen DNA Bosch sich besorgen wollte – unabhängig davon, ob Paisley damit einverstanden war oder nicht.

Doch Bosch hielt nicht viel von offiziellen Vorschriften. Er folgte für gewöhnlich seinem eigenen Plan, und das hieß, er versuchte zunächst einmal, sich zu orientieren und vielleicht sogar schon einen Blick auf das Ziel seiner Ermittlungen zu riskieren, bevor er bei den Kollegen vor Ort vorstellig wurde.

Bosch wollte also bei Paisley vorbeifahren, ihn womöglich kurz zu Gesicht bekommen und dann das Zimmer im Courtyard by Marriott beziehen, das er über Expedia reserviert hatte. Vielleicht würde er sich sogar noch ein Nickerchen gönnen, um den beim Flug verlorenen Schlaf wieder aufzuholen. Und am frühen Nachmittag würde er sich beim District E-13 melden und dem diensthabenden Captain oder Major mitteilen, dass er aus L. A. hergekommen war, um in einem fünfzehn Jahre alten Mordfall zu ermitteln. Anschließend würde er mit großer Wahrscheinlichkeit einen Detective zugeteilt bekommen, der bei der Chefetage keinen besonders guten Stand hatte. Einen Kollegen aus einer fremden Stadt zu begleiten, der einer Spur aus dem Jahr 1990 nachging, das war kein Auftrag, nach dem man sich die Finger leckte.

Zwei Abende zuvor, in einer Kneipe in der Warren Street in Roxbury, hatte Dontelle Howe folgende Frage an Patrick Kenzie gerichtet: »Haben Sie Kinder?«

Patrick wusste nicht genau, wie er reagieren sollte, und nickte leicht. »Demnächst.«

»Wann ist es denn so weit?«

»In den nächsten Tagen.«

Dontelle Howe lächelte. Er war schlank, schwarz und Anfang dreißig, mit kurz geschnittenen Rastalocken. Seine Kleidung roch drei Meter gegen den Wind nach Wäschestärke. »Das erste?«

Patrick nickte.

»Sind Sie nicht schon ein bisschen zu alt dafür?« Dontelle nahm noch einen kleinen Schluck von dem einen Glas Cognac, das er sich während der Woche pro Abend gönnte. An den Wochenenden, das hatte er Patrick versichert, konnte er so viel Hennessy in sich hineinschütten, wie er wollte, aber an Wochentagen und sonntags beschränkte er sich auf ein Glas, weil er nämlich jeden Morgen mit einem Schulbus fünfundvierzig Kinder in der ganzen Stadt aufsammelte und in die Dearborn Middle School in Roxbury brachte, zwei Querstraßen von der Kneipe entfernt, in der er sich nach der Arbeit mit Patrick verabredet hatte.

»Ein bisschen zu alt?« Patrick warf einen prüfenden Blick in den Spiegel über der Theke – ein bisschen grau, vielleicht, na gut, ein bisschen schwerer, meinetwegen, ein bisschen weniger fit, als es ihm lieb gewesen wäre, sicherlich, aber für vierzig eigentlich gar nicht so schlecht. Besonders, wenn man berücksichtigte, wie hart diese vierzig Jahre gewesen waren. Entweder das, oder er machte sich gerade selbst etwas vor. Die Chancen standen fünfzig zu fünfzig. »Sie sehen aber auch nicht gerade wie ein Kandidat für eine Boygroup aus, Dontelle.«

»Aber ich habe schon zwei Kinder in der Grundschule.

Wenn die beiden auf dem College sind und meine Frau und ich irgendwo in Florida die Puppen tanzen lassen, dann bin ich so alt wie Sie *jetzt*.«

Patrick lachte und trank noch einen Schluck Bier.

Dontelle Howes Stimme erhielt jetzt einen tieferen, ernsteren Klang. »Dann wird also nicht nach ihr gesucht? *Immer noch nicht?*«

Patrick breitete die Arme aus. »Die Polizei ist der Meinung, dass es sich um einen Sorgerechtsstreit handelt. Der Vater ist ein richtiges Arschloch, und er ist nirgendwo aufzufinden. Sie auch nicht. Darum glauben die Kollegen, dass die beiden zusammen verschwunden sind und auch wieder zusammen auftauchen werden.«

»Aber sie ist doch erst zwölf, Mann.«

Sie, das war Chiffon Henderson, eine Siebtklässlerin, die Dontelle Howe jeden Morgen in Bromley-Heath, einer Sozialbausiedlung in Jamaica Plain, einsammelte und neun Stunden später dort wieder absetzte. Vor drei Tagen war Chiffon in der Nacht aus der Wohnung, die sie mit ihrer Mutter und ihren beiden Schwestern bewohnte, verschwunden, und zwar durch ihr Zimmerfenster. So viel war klar. Unklar aber war, ob ihr Verschwinden freiwillig geschehen war. Sie war zum Fenster hinausgeklettert. Es gab keinerlei Anzeichen für einen Kampf oder ein gewaltsames Eindringen. Ihre Mutter hatte der Polizei erzählt, dass Chiffon in milden Nächten das Fenster oft offen ließ, obwohl sie es ihr immer wieder verboten hatte. Die Ermittlungen konzentrierten sich auf Chiffons Vater, Lonnie Cullen, einen Kerl, der mit vier verschiedenen Frauen vier Kinder gezeugt hatte und für keines Unterhalt bezahlte. Er hatte sich am vergangenen Wochenende nicht bei seinem Bewährungshelfer gemeldet und war auch an seiner letzten bekannten Wohnadresse nicht anzutreffen. Außerdem gab es Gerüchte, dass Chiffon sich ab und zu mit einem Jungen aus der Sozial-

bausiedlung getroffen haben soll, aber niemand wusste, wie er hieß, oder konnte sonst einen entscheidenden Hinweis geben.

Chiffons Mutter, Ella Henderson, hatte zwei Jobs. Tagsüber war sie Sprechstundenhilfe in einer großen Geburtshilfe- und Frauenarztpraxis im Beth Israel, und abends Putzfrau. Sie war ein Paradebeispiel für jene vielen, hart arbeitenden Menschen, die unendlich viel Zeit aufbieten müssen, um ihre Kinder durchzubringen, so viel, dass sie für nichts anderes mehr Zeit haben, und so lange, bis die Kinder ihnen eines Tages ins Gesicht schleudern, dass es dafür jetzt zu spät sei.

Vor zwei Tagen hatte sie Patricks Frau Angie zur letzten ausführlichen Untersuchung vor dem errechneten Geburtstermin – heute in einer Woche – in der Arztpraxis in Empfang genommen. Während sie die Krankenversicherungsdaten abgeglichen und die Geburtsdaten der Eltern aufgenommen hatte, hatte sie angefangen zu weinen – weder dramatisch noch von Schluchzern begleitet. Aber während sie mit unverändertem Lächeln auf den Bildschirm geblickt hatte, waren ihr die Tränen in gleichmäßigem Strom über die Wangen geflossen.

Eine halbe Stunde später hatte Patrick ihr versprochen, sich nach ihrer Tochter umzuhören. Die ermittelnde Beamtin, Detective Emily Zebrowski, hatte im Augenblick zwölf aktuelle Fälle zu bearbeiten. Sie sagte Patrick, dass sie sich über seine Unterstützung freue, dass sie aber keinerlei Hinweis auf eine Entführung erkennen könne. Obwohl sie zugeben musste, dass Chiffons Zimmer sicherlich der geeignetste Ort gewesen wäre, um eine Entführung zu begehen. Eine große, mehrere Stockwerke hohe Ulme stand direkt vor dem Fenster. Das Haus war das letzte in der Straße, und die Stadt hatte es seit fünf Monaten versäumt, die Straßenlampen zu ersetzen, die irgendwelche Besoffenen in der Silvesternacht kaputt geschossen hatten. Aber Emily Zebrowski erzählte Patrick auch, dass es in dieser Nacht in Chiffon Hendersons Zimmer mucksmäuschenstill

gewesen war. Unfreiwilliges Verschwinden komme eigentlich nur höchst selten vor, meinte die Kriminalpolizistin. Im Fernsehen jedenfalls deutlich öfter als im echten Leben.

»Was ist also Ihre Arbeitshypothese?«, hatte er sie gefragt.

»Der Vater«, hatte Detective Zebrowski geantwortet. »Der Kerl hat so viele Vorstrafen wie andere Leute Nasenhaare.«

»Und das Motiv?«

»Wie bitte?«

»Er ist ein Mistkerl«, sagte Patrick. »Habe ich kapiert. Aber normalerweise ergeben auch die Handlungen von Mistkerlen irgendeinen Sinn, oder nicht? Er braucht ein Motiv. Er entführt eines seiner Kinder und will Geld haben oder der Mutter einen Denkkzettel verpassen oder etwas in der Art. Aber in diesem Fall hat die Mutter kein Geld, sie hat ihn nie auf Unterhalt verklagt, und wie viele Typen mit seinem Persönlichkeitsprofil wollen ihre zwölfjährige Tochter freiwillig zu sich nach Hause holen, damit sie ihnen von morgens bis abends auf den Nerven herumtrampelt?«

Detective Zebrowski zuckte mit den Schultern. »Glauben Sie etwa, dass ein Blindgänger wie Lonnie Cullen erst nachdenkt, bevor er irgendetwas macht? Es hat doch seinen Grund, dass diese Typen sich die Insassennummern auf ihren Gefängnisoveralls besser merken können als das eigene Geburtsdatum. Er hat es getan, weil er ein krimineller Vollidiot ist, der weniger Selbstbeherrschung hat als ein Sack Flöhe bei einer Viehauktion.«

»Und die Sache mit dem angeblichen Freund?«

»Sind wir gerade dran.«

Zwei Abende später sagte Dontelle zu Patrick: »Aber Sie glauben das nicht?«

Patrick zuckte mit den Schultern: »Väter, die keine Alimente zahlen, vermeiden den Kontakt mit ihren Kindern. Sie entführen sie nicht, jedenfalls nicht die, die schon so lange von der

Bildfläche verschwunden sind wie Lonnie. Und was die Theorie mit dem Jungen angeht: Die hocken also, wie lange, drei Tage, irgendwo in einer Bude, gehen nie raus, essen nichts, telefonieren nicht mit Freunden?«

»Ich kann auch nicht mehr sagen, als dass sie ein nettes Mädchen war«, meinte Dontelle. »Keine von diesen typischen Sozialbaugören jedenfalls, die immer eine große Klappe haben, immer irgendwelchen Mist erzählen müssen. Sie war still, aber ... rücksichtsvoll, verstehen Sie?«

Patrick nahm noch einen Schluck Bier. »Nein. Erzählen Sie mal.«

»Na ja, in meinem Job gibt es eine Probezeit, die man bestehen muss – neunzig Tage lang. In der Zeit können sie einen ohne jeden Grund abservieren. Aber danach ist man Angestellter der Stadt. Dann muss man echt richtig viel Scheiße bauen *und* bin Laden heißen, bevor sie einen noch rausschmeißen können. Jedenfalls ... ich habe vor einer Woche die neunzig vollgemacht, und Chiffon hat mir nicht nur gratuliert, sie hat mir sogar einen Cupcake geschenkt.«

»Echt wahr?« Patrick lächelte.

»Gekauft, nicht selbst gebacken, aber trotzdem. Ist doch süß, oder etwa nicht?«

»Ziemlich süß.« Patrick nickte.

»In zwölf Jahren werden Sie am eigenen Leib erfahren, dass Kinder in diesem Alter keinen Blick für andere haben. Da geht es immer nur darum, was sich da oben ...«, er tippte sich an den Kopf, »... oder da unten abspielt.« Er deutete auf seine Lendengegend.

Schweigend saßen sie eine Zeit lang da und nippten an ihren Gläsern.

»Aber sonst fällt Ihnen zu diesem Tag nichts mehr ein? Nichts Ungewöhnliches?«

Dontelle schüttelte den Kopf. »Ein Tag wie jeder andere. ›Bis

morgen dann, Chiffon«, und sie hat gesagt: »Bis morgen, Dontelle.« Und weg war sie.«

Patrick bedankte sich und bezahlte die Drinks. Als er das Wechselgeld von der Theke klaubte, sagte er: »Sie haben eine Probezeit gemacht?«

Dontelle nickte. »Ja. Wie alle anderen auch.«

»Ich weiß. Ich frage mich nur gerade, wieso Sie so spät erst angefangen haben. Ich meine, es ist ja schon Mai. Dann haben Sie also, Moment mal, im Februar angefangen?«

Nochmaliges Nicken. »Ende Januar, ja, genau.«

»Was haben Sie davor gemacht?«

»Ich bin Reisebus gefahren. Nach Florida, nach Montreal, nach Provincetown, je nach Saison. Aber die Arbeitszeiten waren absolut tödlich. Und diese endlosen Strecken auch. Dann wurde die Stelle hier frei, und ich habe mich beworben.«

»Und wieso ist sie frei geworden?«

»Paisley ist mit Alkohol am Steuer erwischt worden.«

»Paisley?«

»Der Typ, der den Job vor mir gehabt hat. Die Kollegen haben wirklich unglaubliche Geschichten über ihn erzählt. Wie er mit glasigen Augen einen Bus mit vierzig Kindern gefahren hat. Nicht einmal die Gewerkschaft wollte ihn nach dem letzten Mal noch decken. Da hat er den Bus auf dem American Legion Highway abgestellt, auf dem Randstreifen, ja?« Dontelle stieß ein ungläubiges Lachen aus. »Das Ding wäre beinahe umgekippt. Steigt aus, weil er pissen muss. Das war um sechs Uhr dreißig morgens, nur damit Sie's wissen. Er steigt wieder ein, will losfahren, und jetzt kippt der Bus tatsächlich um. Jetzt kann er sich vor Schadenersatzklagen natürlich gar nicht mehr retten – vierzig Stück!«

»Paisley«, sagte Patrick.

»Edward Paisley«, meinte Dontelle. »Wie die Krawatten.«

Paisley wohnte in der Wyman Street, in einem grauen Reihenhaushaus mit verblassten weißen Zierleisten. Auf der Eingangsveranda stand eine alte Couch. Busch fuhr einmal an dem Haus vorbei, umrundete den Häuserblock und passierte das Haus noch einmal. Dann entdeckte er eine freie Parklücke am Straßenrand, ungefähr einen halben Block entfernt. Er richtete den Seitenspiegel so aus, dass er die Haustür samt Veranda im Blick hatte. Das war seine bevorzugte Art der Überwachung, zumindest, wenn er alleine war. Wer den Verdacht hatte, überwacht zu werden, und sich nach einem Beschatter umschaute, sah sich in der Regel die Windschutzscheiben an. Mit dem Rücken zu seiner Zielperson war er nicht so leicht zu entdecken. Gut möglich, dass Edward Paisley mit dem Mord an Letitia Williams vor vielen Jahren nicht das Geringste zu tun hatte. Aber wenn doch, dann hatte er die letzten fünfzehn Jahre nicht überlebt, ohne durch Windschutzscheiben zu schauen und vorsichtig zu sein.

Bosch hatte keine großen Erwartungen. Ein paar kleine Bewegungen im Haus, die ihm signalisierten, dass Paisley zu Hause war, hätten ihm schon gereicht. Wenn er Glück hatte, dann ging er vielleicht sogar aus, um eine Tasse Kaffee zu trinken oder etwas zu essen. Eine leere Tasse oder ein Stück Pizzakruste hätten ihm mehr als genug DNA verschafft. Vielleicht war Paisley ja Raucher. Ein Zigarettenstummel hätte auch gereicht.

Harry holte eine Akte aus dem abschließbaren Aktenkoffer, den er auf Reisen immer bei sich hatte, und betrachtete das stark vergrößerte Foto, das er sich am Tag zuvor bei der Kfz-Zulassungsbehörde von Massachusetts besorgt hatte. Es war drei Jahre alt. Paisley war weiß, hatte nur noch wenige Haare und war damals dreiundfünfzig Jahre alt gewesen. Den Führerschein hatte er nach dem Vorfall vor vier Monaten verloren. Zuerst hatte er einen Schulbus auf die Seite gelegt und

anschließend beim Test 0,2 Promille geblasen. Dadurch hatte er seinen Job als Schulbusfahrer eingebüßt, und, wer weiß, womöglich sogar seine Freiheit. Durch die Festnahme waren seine Fingerabdrücke jedenfalls ins System eingespeist worden und hatten dort auf Bosch gewartet. Manchmal hatte Harry eben Glück. Hätte er sich den Fall Williams elf Monate früher vorgenommen, er hätte für die Fingerabdrücke vom Tatort keine Übereinstimmung in der Datenbank gefunden. Aber da er die Akte erst vor vier Monaten aus dem Stapel gezogen hatte, war er jetzt hier in Boston.

Zwei Stunden dauerte die Überwachung jetzt schon an, und Bosch hatte immer noch kein Lebenszeichen von Paisley entdeckt. So langsam wurde er unruhig. Vielleicht war der Kerl schon weggegangen, bevor Bosch seinen Posten bezogen hatte. Womöglich vergeudete er hier nur seine Zeit. Er beschloss, aus dem Wagen zu steigen und an dem Haus vorbeizuschlendern. Eine Querstraße weiter hatte er einen Kiosk gesehen. Er konnte sich das Haus im Vorbeigehen genau ansehen und sich dann eine Zeitung und einen Viereinhalb-Liter-Kanister Milch besorgen. Wenn er wieder beim Auto war, würde er die Milch in den Rinnstein kippen und den leeren Kanister ins Auto stellen, für den Fall, dass er pinkeln musste. Gut möglich, dass es noch ein richtig langer Tag wurde.

Und die Zeitung war auch ganz praktisch, wegen der Baseballergebnisse. Die Dodgers hatten vergangenen Abend gegen die verhassten Giants in die Verlängerung gemusst, und Bosch war ins Flugzeug gestiegen, bevor das Ergebnis feststand.

Doch im letzten Augenblick beschloss Bosch, sitzen zu bleiben. Auf der anderen Straßenseite, genau ihm gegenüber, schob sich ein verbeulter Jeep Cherokee in eine frei gewordene Parklücke. Im Wagen saß ein einzelner Mann. Aber neugierig wurde Bosch erst, als der Kerl keine Anstalten machte auszuweichen. Stattdessen blieb er ein wenig zusammengesunken

hinter dem Lenkrad sitzen und schien das gleiche Haus zu beobachten wie Bosch.

Kurz nach seiner Ankunft sah Bosch ihn einmal telefonieren, doch während der folgenden Stunde blieb er, wo er war, und tat nichts weiter, als das Geschehen auf der Straße nicht aus den Augen zu lassen. Paisley konnte es nicht sein, dafür war er zu jung. Ende dreißig, Anfang vierzig vielleicht. Er trug eine Baseballmütze und ein dünnes, graues Kapuzenshirt über einem dunkelblauen T-Shirt mit Aufdruck. Irgendetwas an der Mütze irritierte Bosch, bis ihm klar wurde, dass es in dieser Stadt voller Baseballmützen die erste war, auf der kein großes rotes B prangte, sondern eine Art schiefes Smiley-Grinsen. Obwohl es aus der Entfernung nicht eindeutig zu erkennen war. Jedenfalls schien der Kerl auf irgendjemanden zu warten. Vielleicht ja auf den gleichen Typen wie er selbst?

Irgendwann merkte Bosch, dass der Mann auf der anderen Straßenseite auch auf ihn aufmerksam geworden war. Er beobachtete ihn genauso verstohlen, wie Bosch ihn taxierte.

Sie hielten diese vorsichtige Beschattung aufrecht, bis das Jaulen einer Sirene die Luft erfüllte und ein Feuerwehrauto die Straße entlangdonnert kam. Bosch blickte ihm im Rückspiegel hinterher. Und als er das nächste Mal über die Straße schaute, war der Jeep leer. Entweder hatte der Mann die Ablenkung durch das Feuerwehrauto genutzt und war ausgestiegen, oder er hatte sich flach auf die Sitze gelegt.

Vermutlich das Erste, dachte Bosch. Er setzte sich kerzengerade hin und ließ den Blick über die Straße und den gegenüberliegenden Bürgersteig schweifen. Kein Fußgänger weit und breit. Als er sich dem Bürgersteig auf seiner Straßenseite zuwandte, sah er den Kerl mit der Baseballmütze vor seiner Beifahrertür stehen. Er hatte das Mützenschild nach hinten gedreht, wie man es bei Schlägerbanden öfter sieht. Seitlich an seinem Hals war eine Silberkette zu erkennen, die unter sein

T-Shirt führte – wahrscheinlich mit einer Dienstmarke daran. Und an der rechten Hüfte trug er eine Waffe, ganz eindeutig, und zwar etwas Sperrigeres, Größeres als eine Glock. Der Mann beugte sich herunter, um mit Bosch auf Augenhöhe zu sein. Er ließ den Zeigefinger kreisen, damit Bosch das Fenster öffnete.

Der Kerl mit dem Hertz-Navigationsgerät auf dem Armaturenbrett betrachtete Patrick eine ganze Weile, bevor er das Fenster aufmachte. Er sah aus wie Mitte fünfzig und wirkte durchtrainiert. Drahtig. Irgendwie roch er nach Polizist. Zum einen sein skeptischer Blick – Polizistenaugen, die wahrscheinlich nie wirklich völlig geschlossen waren. Und dann die Art und Weise, wie er die Hand in den Schoß gelegt hatte, damit er jederzeit die Glock oder die Smith & Wesson unter seinem Sakko ziehen konnte, falls Patrick sich als Ganove erweisen sollte. Die linke Hand.

»Gut gemacht«, sagte der Kerl.

»Ach ja?«, erwiderte Patrick.

Der Kerl wies mit dem Kinn über seine Schulter. »Die Feuerwehr die Straße entlangzujagen. Prima Ablenkung. Gehören Sie zum dreizehnten Bezirk?«

Ein echter Bostoner hört sich immer so an, als hätte er gerade eine Erkältung hinter sich. Aber dieser Kerl hatte eine klare Stimme. Nicht besonders hell, aber auf jeden Fall weich und geschmeidig. Ein Auswärtiger. Nicht die kleinste Andeutung eines Boston-Tonfalls lag in seiner Stimme. Wahrscheinlich einer vom FBI. Aufgewachsen in Kansas oder so, Ausbildung unten in Quantico, und dann hatten sie ihn hier hochgeschickt. Patrick beschloss, so lange wie möglich mitzuspielen. Er wollte die Tür aufmachen, aber sie war verriegelt. Der Kerl entriegelte sie, stellte seinen Aktenkoffer auf die Rückbank, und Patrick stieg ein.

»Die Center Plaza ist aber ziemlich weit weg, oder nicht?«, sagte Patrick.

»Kann sein«, erwiderte der andere. »Aber ich habe keine Ahnung, wo oder was die Center Plaza ist.«

»Dann arbeiten Sie also nicht für das FBI. Für wen dann?«

Der Mann zögerte erneut, ließ die linke Hand im Schoß liegen, aber dann nickte er, als hätte er einen Entschluss gefasst.

»Los Angeles Police Department«, sagte er. »Ich wollte mich später noch bei euch melden.«

»Und was hat das LAPD in JP zu suchen?«

»JP?«

»Jamaica Plain. Kann ich vielleicht Ihren Ausweis sehen?«

Er holte eine Brieftasche hervor und klappte sie auf, sodass Patrick die Dienstmarke und den Namen erkennen konnte. Hieronymus Bosch.

»Das ist ja mal ein interessanter Name. Wie spricht man das aus?«

»Harry reicht.«

»Also gut. Was machen Sie hier, Harry?«

»Und Sie? An Ihrer Halskette hängt jedenfalls keine Dienstmarke.«

»Nein?«

Bosch schüttelte den Kopf. »Die Umrise müssten sich unter dem Shirt abzeichnen, aber da ist nichts zu sehen. Ein Kreuz?«

Patrick starrte ihn einen Augenblick lang an, dann nickte er. »Meine Frau möchte, dass ich es trage.« Er streckte ihm die Hand entgegen. »Patrick Kenzie. Ich bin kein Polizist. Ich bin freier Sicherheitsberater.«

Bosch schüttelte ihm die Hand. »Mögen Sie Baseball, Pat?«

»Patrick.«

»Mögen Sie Baseball, Patrick?«

»Sehr sogar. Wieso?«

»Weil Sie der erste Mensch in dieser Stadt sind, der keine Red-Sox-Mütze trägt.«

Patrick zog sich die Mütze vom Kopf und betrachtete die Vorderseite, während er sich mit der Hand durch die Haare fuhr. »Na, so was. Da habe ich überhaupt nicht drauf geachtet, als ich von zu Hause weg bin.«

»Ist das hier so eine Art Regel? Dass alle Einwohner sich zu den Red Sox bekennen müssen oder so was?«

»Regel wäre vielleicht zu viel gesagt, eher so eine Art Empfehlung.«

Bosch warf noch einmal einen Blick auf die Mütze. »Und dieser Typ mit dem schiefen Grinsen, wer soll das sein?«

»Toothface«, erwiderte Patrick. »Das ist so was wie, na ja, man könnte sagen, das Logo eines Plattenladens, wo ich gerne einkaufe.«

»Sie kaufen immer noch Schallplatten?«

»CDs. Und Sie?«

»Auch. Hauptsächlich Jazz. Aber das scheint ja alles langsam, aber sicher auszusterben. Schallplatten, CDs, diese ganzen traditionellen Tonträger. MP3s und iPods, das ist die Zukunft.«

»Habe ich auch schon mal gehört.« Patrick warf einen Blick nach hinten zur Straße. »Beschatten wir zwei womöglich denselben Typen, Harry?«

»Weiß nicht. Der, den ich beschatte, hat vielleicht was mit einem Mord aus dem Jahr 1990 zu tun. Ich brauche eine DNA-Probe von ihm.«

»Wer ist das?«

»Wissen Sie was? Ich sollte vielleicht besser auf die Wache gehen, mich beim Captain vorstellen und das Ganze offiziell machen. Ich gebe mich zu erkennen, Sie geben sich zu erkennen. Ein Polizist und ein Privatdetektiv, die der Polizei von Boston gemeinsam eine Last abnehmen wollen. Weil ich näm-

lich nicht will, dass mein Captain in L. A. irgendwann einen Anruf von ...«

»Ist es Paisley? Sind Sie hier, um Edward Paisley zu überwachen?«

Er betrachtete Patrick ausführlich. »Wer ist Edward Paisley?«

»So ein Quatsch. Erzählen Sie mir was über diesen Fall von 1990.«

»Hören Sie, Sie sind ein Privatschnüffler, der, so wie ich das sehe, überhaupt kein Recht hat, irgendetwas zu erfahren, und ich bin ein Polizist ...«

»Der sich nicht, wie vorgeschrieben, bei den örtlichen Behörden gemeldet hat.« Patrick reckte den Hals und sah sich nach allen Richtungen um. »Es sei denn, Ihr Begleiter aus der zuständigen Wache hat sich verdammt gut versteckt. Ich bin jedenfalls auf der Suche nach einem vermissten Mädchen und in diesem Zusammenhang auf den Namen Edward Paisley gestoßen. Das Mädchen ist zwölf, Bosch, und seit drei Tagen hat niemand mehr was von ihr gehört. Deshalb würde ich sehr gerne erfahren, was damals geschehen ist. Wenn Sie mir das sagen, dann bin ich auf ewig Ihr bester Freund und so weiter.«

»Und warum sucht die Polizei nicht nach Ihrem vermissten Mädchen?«

»Wer behauptet denn so was?«

»Ich. Weil Sie nach ihr suchen und Sie ein Privatdetektiv sind.«

Der Polizist aus L. A. verströmte eine gewisse Traurigkeit, das spürte Patrick. Eine Traurigkeit, die nicht von einer einzelnen, schlechten Nachricht herrührte, sondern daher, dass fast jeder Tag eine schlechte Nachricht brachte. Aber trotzdem, seine Augen waren nicht tot. Sie lebten und waren voller Lust – vielleicht sogar voller Sucht – nach der Jagd. Dieser Mann war keine Hauskatze, die sich längst schon ausgeklinkt hatte, die

mit gesenktem Kopf das Gehalt einstrich und ansonsten die Tage bis zum zwanzigjährigen Dienstjubiläum zählte. Dieser Mann war ein Polizist, der Türen eintrat, wenn es sein musste, ganz egal, ob er wusste, was ihn auf der anderen Seite erwartete, und der sein Zwanzigjähriges schon längst hinter sich hatte.

Patrick sagte: »Sie hat die falsche Hautfarbe, kommt aus der falschen Gegend, und außerdem wabern alle möglichen Gerüchte über sie durch die Luft, sodass niemand mit Sicherheit sagen kann, ob sie tatsächlich entführt wurde oder einfach nur davongelaufen ist.«

»Aber Sie glauben, dass Paisley etwas damit zu tun haben könnte.«

Patrick nickte.

»Warum?«

»Weil er zwei Vorstrafen wegen sexuellen Missbrauchs Minderjähriger auf dem Buckel hat.«

Bosch schüttelte den Kopf. »Nein. Das habe ich überprüft.«

»Aber nur im Inland. Sie haben nicht gewusst, dass Sie auch in Costa Rica und Kuba suchen müssen. In beiden Ländern ist er verhaftet, angeklagt und ordentlich verprügelt worden, bis er sich schließlich freigekauft hat. Aber die Festnahmen sind dokumentiert.«

»Wie haben Sie das rausgekriegt?«

»Gar nicht. Paisley war Busfahrer für die Dearborn Middle School, und die Direktorin hatte, was ihn anging, ein ungutes Gefühl. Ein Mädchen hat dies erzählt, ein Junge das, ein anderes Mädchen dies und das. Nichts, was für eine Anzeige gereicht hätte, aber doch so viel, dass die Direktorin Paisley zweimal zu sich ins Büro bestellt hat, um ihn zur Rede zu stellen.« Patrick zog einen kleinen Notizblock aus seiner Gesäßtasche und klappte ihn auf. »Die Direktorin hat gesagt, dass Paisley bei diesen Gesprächen eigentlich jeden Verdacht ausgeräumt

hat, bis auf eine Kleinigkeit: Er hat einmal zu oft von Milch gesprochen.«

»Milch?«

»Milch.« Patrick hob den Blick und nickte. »Im ersten Gespräch – da hat er die Stelle schon ein Jahr lang gehabt, die Direktorin ist ja für die Einstellung der Busfahrer nicht zuständig, das macht das Schulamt –, also im ersten Gespräch hat er gesagt, dass sie öfter lächeln soll, weil er dabei an Milch denken muss. Und beim zweiten Mal hat er ihr erzählt, dass die Sonne in Kuba noch heller sei als Milch, und dass er deswegen so gerne in Kuba sei, weil dort ein weißer Schimmer über allem liegt. Das hat sie sich gemerkt.«

»Logisch.«

»Genau wie den Bezug zu Kuba. Es ist ja nicht so einfach, da hinzukommen. Man muss zuerst nach Kanada oder in die Karibik fliegen und bei der Rückreise so tun, als hätte man sich die ganze Zeit dort rumgetrieben, während man sich in Wirklichkeit in ein Flugzeug nach Havanna gesetzt hat. Aber als der Busfahrer, den die Direktorin am wenigsten leiden konnte, bei der Arbeit mit Alkohol am Steuer erwischt wurde, hat sie nicht nur sofort für seine Entlassung gesorgt, sondern auch an diese Kuba-Bemerkung gedacht. Sie hat sich seinen Lebenslauf kommen lassen und Lücken entdeckt – sechs Monate 1989 und noch einmal zehn Monate im Jahr 1996. Unsere stets freundliche Direktorin – und nicht vergessen, Bosch, die Direktorin ist immer auf Ihrer Seite – wühlt also weiter. Sie hat nicht lange gebraucht, bis sie wusste, dass Paisley die sechs Monate 1989 in einem Gefängnis in Costa Rica verbracht hat und die zehn Monate 1996 in einer Zelle in Havanna. Außerdem ist er sehr viel umgezogen – Phoenix, L. A., Chicago, Philadelphia und dann schließlich Boston. Überall hat er als Busfahrer gearbeitet, und er hat nur eine Familienangehörige – seine Schwester Tasha. Sowohl in Costa Rica als auch in Kuba hat sie ihn aus dem Ge-

fängnis abgeholt. Und ich gehe jede Wette ein, dass sie beide Male mit einer Tasche voll Geld losgeflogen ist, die auf dem Rückflug leer war. Tja, und jetzt ist er also hier und Chiffon Henderson nicht. Und Sie, Detective Bosch, wissen alles, was ich weiß. Was man umgekehrt nicht einmal annähernd sagen kann.«

Bosch ließ sich gegen die Rückenlehne sinken, sodass das Leder knarrte. Er sah Patrick Kenzie an und erzählte ihm die Geschichte von Letitia Williams. Sie war vierzehn Jahre alt gewesen, als sie mitten in der Nacht aus ihrem Zimmer entführt worden war. Keine Spuren, nur wenige Hinweise. Der Entführer hatte das Moskitonetz vor ihrem Zimmerfenster mit einem Teppichmesser herausgeschnitten, ohne den Rahmen anzurühren. Dann war er eingestiegen.

Durch das herausgetrennte Moskitonetz lag der Verdacht natürlich nahe, dass Letitia entführt worden war. Darum wurde die Sache, anders als bei Chiffon Henderson fünfzehn Jahre später, nicht in der Akte für ausgebüxte Teenager abgeheftet. Kriminalbeamte übernahmen den Fall am nächsten Morgen und gingen von einem Kapitalverbrechen aus. Doch der Ort der Entführung war sauber. Im Zimmer des Mädchens ließen sich keinerlei Spuren feststellen. Die Polizei ging davon aus, dass der oder die Entführer Handschuhe getragen hatten, eingestiegen waren, das Mädchen betäubt und genauso schnell, wie sie gekommen waren, mit ihr zusammen wieder verschwunden waren.

Allerdings wurde am selben Morgen vor dem Haus ein mutmaßliches Beweisstück sichergestellt. In der Gasse hinter dem Haus, in dem Letitia Williams wohnte, fanden die Beamten eine Taschenlampe. Die erste Vermutung war, dass der Entführer sie verloren hatte, als er das Opfer zu einem wartenden Auto getragen hatte. Auf der Lampe selbst waren keine Fingerabdrücke zu finden, aber bei der Untersuchung des Innenle-

bens konnte die Spurensicherung auf einer der Batterien zwei verwertbare Fingerabdrücke feststellen.

Das, so nahm man damals an, war der eine Fehler, der den Entführer entlarven würde. Doch bei einem Abgleich mit den verschiedenen Karteien zunächst der Stadt und dann des Bundesstaats ließen sich keine Übereinstimmungen finden. Also wurden die Abdrücke – ein Daumen und ein Zeigefinger – ans FBI geschickt, doch auch deren riesige Datenbanken erbrachten keinen Treffer, und so wurde die vermeintlich heiße Spur sehr schnell wieder kalt.

In der Zwischenzeit war die Leiche von Letitia Williams auf einem Hügel im Griffith Park entdeckt worden, genau eine Woche nach ihrer Entführung, direkt unterhalb des Observatoriums. Der Killer hatte diese Stelle allem Anschein nach bewusst gewählt, weil die Leiche dort garantiert entdeckt wurde, sobald es Tag war.

Die Obduktion des Opfers ergab, dass sie mehrfach sexuell missbraucht und dann stranguliert worden war. Der Fall machte eine Menge Schlagzeilen und wurde auch von den ermittelnden Abteilungen keineswegs auf die leichte Schulter genommen, aber irgendwann landete auch diese Akte bei den ungelösten Fällen. Keine Hinweise, keine Indizien, keine Spuren. Im Jahr 1992 wurde Los Angeles von fürchterlichen Rassenunruhen erschüttert, und Fälle wie der von Letitia Williams verschwanden aus der Wahrnehmung der Öffentlichkeit. Anschließend lag die Akte im Archiv, bis zu Beginn des neuen Jahrtausends die Abteilung Offen-Ungelöst ins Leben gerufen wurde und Bosch den Fall in die Hand bekam und auf die Fingerabdrücke von Edward Paisley aus Boston stieß.

»Deshalb bin ich hier«, sagte Bosch jetzt.

»Haben Sie einen Haftbefehl mitgebracht?«

Bosch schüttelte den Kopf. »Nein. Die Fingerabdrücke allein reichen dafür nicht aus. Die Taschenlampe ist auf der Straße

gefunden worden, nicht in Letitias Zimmer. Sie stellt keine direkte Verbindung zu dem Verbrechen dar. Ich bin hergekommen, um eine DNA-Probe zu besorgen. Dazu will ich ihm folgen und warten, bis er einen Kaffeebecher, eine Pizzakruste oder etwas in der Art wegwirft. Dann nehme ich die Probe wieder mit nach L. A. und lasse sie mit dem Samen aus der Leiche abgleichen. Und wenn das zusammenpasst, dann komme ich mit einem Haftbefehl wieder und nehme ihn fest.«

Sie saßen im Auto und starrten auf die Straße. Bosch konnte spüren, dass Kenzie etwas ausbrütete. Er war nicht besonders groß oder schwer und besaß ein freundliches, jungenhaftes Gesicht. Er war ganz normal gekleidet, wie der nette Nachbar von nebenan, der einem ab und zu ein Bier spendiert oder das Auto repariert. Auf den ersten und selbst auf den zweiten Blick wirkte er harmlos und freundlich – ein Typ, dem man jederzeit die eigene Schwester anvertrauen würde. Aber Bosch hatte jetzt lange genug in seiner Gegenwart zugebracht, um die Hitze zu spüren, die durch seine Adern pulsierte. Die meisten bekamen sie vermutlich nie zu spüren. Aber Gott gnade den anderen.

Kenzies rechtes Knie fing an, in schnellem Tempo auf und ab zu wippen – eine unbewusste Reaktion, da war Bosch sich sicher. Dann drehte Kenzie sich auf seinem Sitz um und blickte Harry direkt an. »In Ihrem Fall ist die Leiche des Mädchens eine Woche nach der Entführung gefunden worden, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Und sie wurde am Fundort abgelegt, damit sie dann gleich am nächsten Morgen vom Observatorium aus entdeckt wird.«

»Genau. Die Leiche wurde nachts dort hingebacht und am nächsten Morgen nach Tagesanbruch entdeckt.«

»Wie lange war sie da schon tot?«

Bosch griff auf den Rücksitz, klappte seinen Aktenkoffer auf und holte einen dicken blauen Ordner mit den Fallakten her-

aus. Er fing an zu reden, noch während er die Akte durchging. Er kannte die Antwort bereits, wollte lediglich sichergehen, dass er den Obduktionsbericht auch korrekt wiedergab.

»Sie ist zweiundsiebzig Stunden vor ihrem Auffinden gestorben.«

»Also war sie drei Tage lang tot. Das heißt, der Kerl hat sie vier Tage lang am Leben gelassen.«

»Richtig. Es gab Anzeichen, dass er sie mehrfach ...«

»Heute ist der vierte Tag. Wenn dieses Arschloch also irgendeinem Muster folgt, tja, Scheiße ... Chiffon Henderson wurde in der Nacht von Montag auf Dienstag entführt.« Er zeigte den Bürgersteig entlang auf das graue Reihenhaus. »Wir müssen da rein.«

Patrick nahm die vordere Haustür, während Bosch sich auf die Rückseite schlich. Patrick hatte dem Polizeibeamten aus L. A. versichert, dass er ein guter Schlossknacker war, aber Paisleys Haustür besaß ein Schloss, das Patrick noch nie zuvor gesehen hatte. Es war neu. Und allem Anschein nach sehr teuer ... ein Fünfhundert-Dollar-Schloss in einer Vierzig-Dollar-Tür. Patrick probierte mehrere Dietriche aus, scheiterte aber jedes Mal aufs Neue. Es war, als wollte man einen Plastiklöffel durch einen Stein schieben.

Als ihm zum zweiten Mal ein Dietrich aus der Hand fiel und er sich bückte, um ihn aufzuheben, ging die Tür von innen auf. Er hob den Blick und sah Harry Bosch auf der Schwelle stehen, eine Glock in der linken Hand.

»Ich dachte, Sie sind ein guter Schlossknacker.«

»Da habe ich mich eindeutig überschätzt.« Patrick richtete sich auf. »Wie sind Sie denn reingekommen?«

»Ein Fenster war nicht verriegelt.« Bosch zuckte mit den Schultern. »So sind sie halt, die Menschen.«

Patrick hatte eigentlich eine Müllhalde erwartet, aber das

Haus war ziemlich sauber und relativ leer. Moderne, skandinavische Möbel, viel helles Weiß und Chrom, das nicht so recht zu der älteren Wandtäfelung und den dunklen Tapeten passen wollte. Paisley hatte das Haus gemietet. Von dem Türschloss wusste der Vermieter vermutlich nichts.

»Hier muss es etwas geben, was er niemandem zeigen möchte«, sagte Patrick.

»Dann muss es im Keller sein«, meinte Bosch. Er deutete mit dem Daumen nach hinten in die lang gezogene Wohnung – Foyer und Wohnzimmer und dann ein lang gestreckter Korridor, der in die Küche führte. Alle anderen Zimmer gingen davon ab. »Das Stockwerk hier ist gesichert.«

»Sie haben das Stockwerk schon gesichert? Wie lange wollten Sie mich denn draußen stehen lassen?«

»Ich schätze mal, es hätte noch eine halbe Stunde gedauert, bis Sie die Nerven verloren und die Tür eingetreten hätten. Aber so viel Zeit haben wir nicht.«

»L.-A.-Sarkasmus«, sagte Patrick, während sie den Korridor entlanggingen. »Damit war ja zu rechnen.«

Auf halbem Weg durch den Flur fiel ihnen auf der rechten Seite eine Tür auf, die genau die gleiche dunkle Farbe besaß wie die Wandtäfelung. Patrick wechselte einen Blick mit Bosch, und dieser nickte – es war so weit.

Patrick zog seinen Colt Commander, Kaliber fünfundvierzig, aus dem Halfter und entsicherte ihn. »Haben Sie da hinten ein Kellerschott gesehen?«

Bosch machte ein verdutztes Gesicht. »Ein Kellerschott?«

»Na ja, Sie wissen schon, einen Kellereingang. Mit Doppeltür und einer Treppe nach unten.«

Bosch nickte. »Ist von innen abgeschlossen.« Und dann fügte er hinzu, als fühlte er sich zu einer Erklärung genötigt: »Bei uns in L. A. gibt es normalerweise gar keine Keller.«

»Genauso wenig wie Schnee oder Eiswinde, also, mal ganz

ehrlich: Klappe halten.« Er warf Bosch ein strahlendes, aber angespanntes Lächeln zu. »Gibt es nach hinten raus ein Kellerfenster?«

Wieder nickte Bosch. »Mit schwarzen Vorhängen.«

»Tja, das ist kein gutes Zeichen.«

»Wieso denn das?«

»Weil hier bei uns niemand die Kellervorhänge zuzieht, es sei denn, er hat sich ein Heimkino eingerichtet oder spielt Lagerung der toten Huren.« Er blickte sich um. »Aber Edward scheint mir nicht der Heimkinotyp zu sein.«

Bosch nickte. Das Adrenalin hatte seine Pupillen auf die doppelte Größe anschwellen lassen. »Gehen wir wieder raus und machen eine offizielle Meldung.«

»Und wenn er jetzt im Moment gerade da unten ist? Mit ihr?«

Sie steckten in einer Zwickmühle, keine Frage.

Bosch stieß langsam den Atem aus. Patrick tat es ihm gleich. Bosch legte die Hand auf die Türklinke und sagte: »Bei drei?«

Patrick nickte. Er wischte sich die rechte Hand an seiner Jeans ab und nahm die Waffe fest in beide Hände.

»Eins. Zwei. Drei.«

Bosch machte die Tür auf.

Das Erste, was ihnen auffiel, war die dicke Isolationsschicht auf der Innenseite der Tür – mindestens fünfzehn Zentimeter feinstes Leder. Solche Schalldämmung fand man normalerweise nur in Aufnahmestudios. Das Nächste war die Dunkelheit. Das bisschen Licht, das auf die Treppenstufen fiel, kam aus dem Flur hinter ihnen. Der Rest des Kellers war pechschwarz. Patrick deutete auf den Lichtschalter hinter Boschs Kopf und hob die Augenbrauen.

Bosch zuckte mit den Schultern.

Patrick zuckte mit den Schultern.

Jacke wie Hose.

Bosch knipste das Licht an.

Die Treppe stand wie eine Art Rückgrat in der Mitte des Kellers. Sie hasteten die Stufen hinunter. Unten befand sich ein schwarzer Heizöltank, ziemlich alt und mit Rostflecken am unteren Rand.

Ohne ein Wort zu sagen, ging Bosch nach links und Patrick nach rechts.

Das Überraschungsmoment war nicht mehr auf ihrer Seite. Nur noch auf seiner.

Auf Patricks Kellerseite – der Vorderseite – waren die Balken alt und nackt und die Wände roh. Im ersten »Raum« gab es eine Waschmaschine, einen Trockner und ein Waschbecken, auf dem ein schmierig-brauner Seifenklumpen lag. Der nächste war eine ehemalige Werkstatt. An der einen Wand zog sich ein lang gestreckter Holztisch mit einem alten Schraubstock entlang. Abgesehen davon gab es hier außer Staub und Mäusedreck nichts weiter zu sehen. Im Gegensatz dazu war der letzte Raum sauber hergerichtet. Keine nackten Balken mehr, sondern Gipskartonplatten auf der einen und Backsteine auf der anderen Seite. In der Mitte eine Tür. Eine schwere Tür. Dick. Auch der Türrahmen sehr solide. Wer so eine Tür eintreten wollte, hockte den Rest des Tages im Krankenhaus und wartete auf einen Gipsverband.

Patrick nahm die linke Hand vom Griff der Fünfundvierziger und wischte sie an seiner Jeans ab. Er spreizte die Finger und griff nach dem Türknauf. Die Fünfundvierziger zeigte ungefähr auf Brusthöhe leicht zur Seite. Das sah sicher nicht besonders gut aus, aber wenn er gezwungen war abzudrücken, dann traf er einen eventuellen Gegner ziemlich sicher in die Brust, es sei denn, er hatte es mit einem Zwerg oder einem Riesen zu tun.

Der Türknauf quietschte leise, und er musste an die Bemerkung

kung eines Polizisten denken, die er vor Jahren einmal gehört hatte: Am meisten Lärm macht man immer dann, wenn man besonders leise sein will. Er riss die Tür auf und ließ sich gleichzeitig auf die Knie fallen. Der Lauf des Colts war jetzt leicht aufwärts gerichtet, die linke Hand lag wieder am Griff, und er schwenkte ihn von links nach rechts und wieder zurück, während er das Bild, das sich ihm bot, verarbeitete ...

Edward Paisleys Hobbykeller.

Patrick schob sich durch die Tür und stand nun auf einem Teppich mit dem Logo der Arizona Cardinals, vor sich einen massigen Fernsehsessel in den Farben der Sun Devils. Zwei Wimpel der Phoenix Suns und der Phoenix Coyotes standen einträchtig nebeneinander, und Patrick musste sich Letzteren zweimal anschauen, bevor ihm klar wurde, dass die Coyotes in der NHL spielten.

Ganz egal, was dieser Tag noch brachte, er hatte zumindest eines erfahren: dass es in Arizona ein Profi-Eishockeyteam gab.

Dann entdeckte er Baseballschläger mit den Autogrammen von Troy Glaus, Carlos Baerga und Tony Womack. Basebälle, die von Curt Schilling und Randy Johnson signiert worden waren, gerahmte Fotos von Larry Fitzgerald und Kurt Warner, Shawn Marion und Joe Johnson, Footbälle, Basketbälle und Eishockey-Pucks hinter Plexiglas, und er ertappte sich erneut bei dem Gedanken: »Die haben ein *Eishockeyteam*?«

Er nahm einen Schläger mit dem Autogramm von Shea Hillenbrand in die Hand. Der hatte 2001 bei den Red Sox die große Baseball-Bühne betreten. Aber als die Sox im letzten Jahr die World Series gewannen, da hatten sie Hillenbrand schon nach Arizona abgegeben. Ob ihn das gewurmt hatte? Oder war es ihm lieber, dass er in Arizona auch im Januar in der Sonne liegen konnte?

Vermutlich eher nicht.

Er stellte den Schläger wieder an die Wand. Da hörte er, wie



David Baldacci

FaceOff – Doppeltes Spiel

Die weltbesten Spannungsauctoren und ihre Ermittler in einer Anthologie

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48189-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Eine Krimi-Anthologie der Extraklasse

Mit seinen Romanen begeistert David Baldacci ein Millionenpublikum. Auch diese Anthologie ist ein Buch der Superlative. Als Herausgeber versammelt Baldacci die Crème de la Crème der weltbesten Spannungsauctoren zu einem nie dagewesenen Wettstreit: Jeweils zwei große Autoren schreiben zusammen eine Kriminalgeschichte, in der ihre bekannten Ermittlerfiguren aufeinandertreffen. So etwa führt ein Mordgeständnis Ian Rankins John Rebus in den englischen Süden zu Peter James' Roy Grace, Lee Childs Jack Reacher trifft in einer Bostoner Bar auf Joseph Finders Nick Heller, und Michael Connellys Harry Bosch bringt ein alter Fall zu Dennis Lehanes Patrick Kenzie.

Die einzelnen Paarungen der Autoren und Ermittlerfiguren:

Dennis Lehane mit Michael Connelly / Patrick Kenzie und Harry Bosch

Ian Rankin mit Peter James / John Rebus und Roy Grace

R. L. Stine mit Douglas Preston und Lincoln Child / Slappy, der Puppenmann, und Aloysius Pendergast

M. J. Rose mit Lisa Gardner / Malachai Samuels und D. D. Warren

Steve Martini mit Linda Fairstein / Paul Madriani und Alexandra Cooper

Jeffery Deaver mit John Sandford / Lincoln Rhyme und Lucas Davenport

Heather Graham mit F. Paul Wilson / Michael Quinn und Handyman Jack

Raymond Khoury mit Linwood Barclay / Sean Reilly und Glen Garber

John Lescroart mit T. Jefferson Parker / Wyatt Hunt und Joe Trona

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Steve Berry mit James Rollins / Cotton Malone und Gray Pierce

Lee Child mit Joseph Finder / Jack Reacher und Nick Heller